



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

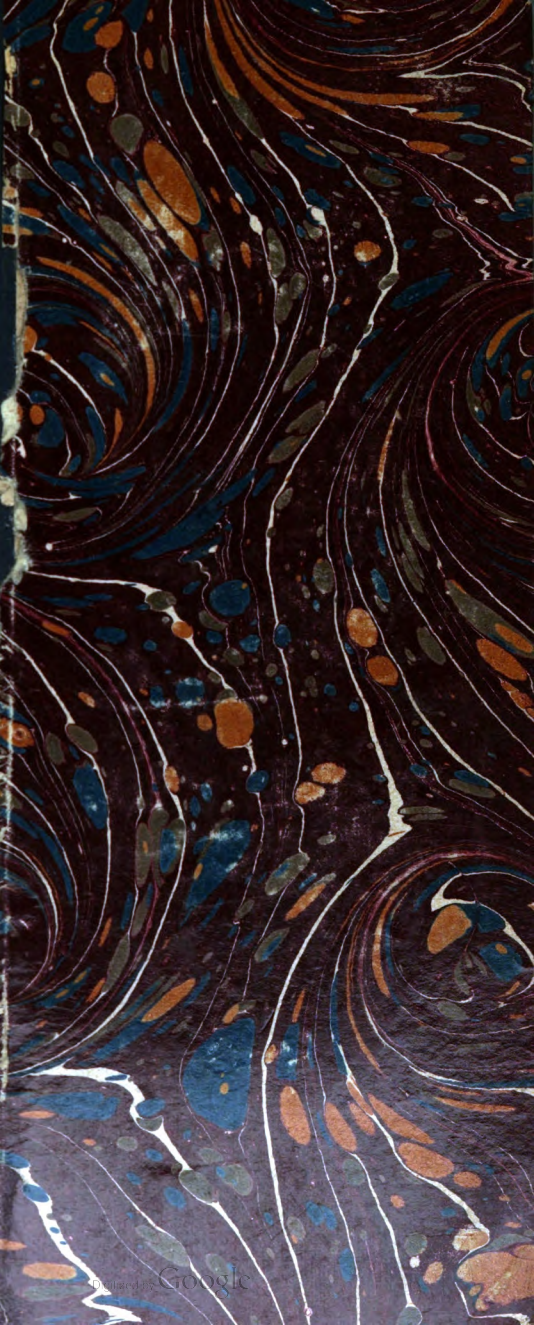
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



SA 5871.4

Harvard College Library



**COLLECTION ON
SOUTH AMERICA**

**GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
AND
HIRAM BINGHAM, JR.
OF CAMBRIDGE**

Don Pedro I.

und

Brasilien.

Ein Rückblick auf das Verhältniß, in welchem beide
zehn Jahre lang zu einander gestanden haben.

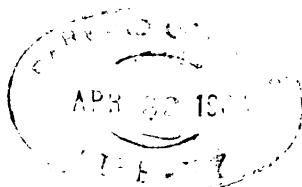
— Peter I., emp. of Brazil.

— — Von seinem hohen Stütz
Bleibe ihm keine Spur zurück,
Als der Schreck — ob seines Falles!
Calderon.

Leipzig, 1831.

Verlag von Wilh. Engelmann.

SA 5871.4



A. C. Goodridge
William Bingham Jr

V o r w o r t.

Die folgenden Blätter sollen in der Kürze darthun, wie Don Pedro I. zur Regierung eines Landes gelangte, das an Flächenraum Europa übertrifft und mit der Zeit ein politisches Uebergewicht erhalten muß, welches sich von der fruchtbarsten Phantasie nicht berechnen läßt. Sie sollen ferner sciziren, was er that, es einer bessern Zukunft entgegen zuführen, und so die Ueberzeugung gewähren, wie wenig er dazu die Kraft

und den Willen hatte. Die Folgerung, daß er kein besseres Schicksal haben konnte, als ihn im April ereilte, wird sich dann von selbst ergeben.

Leipzig 12. Juli 1831.

Don Pedro I. und Brasilien.

I.

Don Pedro ist also auch fortgesagt! Die Revolutionen machen sich in unsern Tagen so schnell, wie man nur sonst in der Türkei und Rußland zu sehen gewohnt war. Wundern darf man sich nicht, daß er solch Geschick gehabt hat. Eine Revolution gab ihm die Gewalt, und eine Revolution hat sie ihm wieder genommen. In der Zeit, wo er die Gewalt besaß, zeigte er sich aber gerade nicht von der Art, daß er Liebe, Achtung und Vertrauen hätte gewinnen können, und ein Fürst, dem diese drei Dinge fehlen, steht in unserer Zeit auf schwachen Füßen.

Er hat gerade zehn Jahre regiert, d. h. Thorheiten begangen, die ein bißchen geringer waren, wie die seines Bruders Miguel in Portugal, und Barbareien geübt, die etwas weniger aufgefallen

sind, weil Rio Janeiro einige Meilen weiter entlegen ist, als Lissabon.

Gerade zehn Jahre hat er regiert, sagten wir. Vom 1. Januar 1821. an fand nämlich in ganz Brasilien eine Revolution statt, welche weit oben, in der Nähe des Amazonenflusses, in der Provinz Para, anfang, und ehe drei Monate vergangen waren, ganz unten in Rio Janeiro endigte. Das will etwas sagen in einem Lande, welches weit über 500 deutsche Meilen in der Länge, aber keine Landstraßen, mithin nur durch Küstenfahrt regelmäßige Verbindung hat; das noch einmal so groß ist, wie das gesammte Europa, wenn dies zu etwa 180,000 und Brasilien zu 256,000 □ Meilen berechnet wird *). Es war diese Revolution ein Wiederhall der in Portugal 1820 begonnen. Man wünschte, wie dort, von Seiten des Volkes einen bessern Zustand. Vom König Johann VI. ließ sich sobald nichts erwarten, denn er war gnädig, freundlich und von großer Güte, aber übrigens, wie so mancher, ein

*) Noch Andere nehmen gar 1000 Mill. Quadrat-Stunden beinahe an. Wieder andere nur 140,000 □ M. Man hört oft, daß der Menschen zu viel seyen. Auf dieser Fläche dort leben kaum 5—6 Millionen.

Herr von Langsalm in Rozebue's Wirrwarr. Die Truppen sprachen zuerst aus, was Alle dunkel fühlten. Am 1. Januar erklärten 4—5 Regimenter in Para, daß die Constitution der Cortes in Portugal eingeführt werden müsse, und in wenigen Stunden hatte sich schon eine neue Regierung gebildet, welche in einer Proclamation die Verfassung, die Cortes und den König Johann leben ließ. Schon am 10. Febr. war der Sturm ein Paar hundert Meilen südlicher gedrungen und hatte Bahia ergriffen. Der Gouverneur hatte es gefürchtet und deshalb zeitig am Hofe um Verhaltungsbefehle angesucht, aber vom König gar keine Antwort erhalten. Der Gouverneur zählte gegen 12,000 Linientruppen und Milizen. Er hatte im Stillen alles beobachtet und ließ zwei Häupter der von ihm geahneten Verschwörung citiren, allein als er ihnen erklärte, daß er Antwort vom König erwarte, erklärten sie, daß sie diese nicht erst für nöthig hielten. Er wollte sie arretiren lassen, aber sie, ihres Anhangs sich wohlbewußt, sagten: er sey ihr Gefangener. Ein Zeichen, das sie gaben, und wodurch alle Truppen in Bewegung gesetzt wurden, bewies, wie gewiß sie ihrer Sache waren. Es kam zu einem kleinen Ge-

fechte, das zwischen den wenigen, dem König treugebliebenen und abgefallenen Truppen geliefert, mit gänzlicher Besiegung der erstern endigte. 30 Mann der erstern verloren dabei das Leben, und überall im Lande trat man der Constitution bei. In Pernambuco geschah dasselbe am 6. März. Am 17. Februar kam die erste Nachricht von den Dingen nach Rio Janeiro. Der König fürchtete, daß mit Gewalt nichts auszurichten sey, und war für die Person auch gar nicht von der Art, daß er gern Gewalt angewendet hätte. Er suchte nur Zeit zu gewinnen, und verlangte, daß sich aus Brasilien, Madeira, den Azoren, Bevollmächtigte einsenden möchten, über die Abänderungen zu berathen, welche die Constitution Portugals in Brasilien zu erleiden nöthig haben dürfte. An sich war dies sehr vernünftig, denn was für das winzige Portugal gut ist, kann unmöglich für das ungeheure große Brasilien taugen. Aber dem König traute nur Niemand, und die Ungeduld war zu groß. Am 26. Februar brach in Rio Janeiro das Ungewitter aus. Mehrere Regimenter stellten sich auf und pflanzten überall ihre Kanonen hin. Da kam eilig Don Pedro, der damalige Kronprinz, und erklärte sich für die Constitution. Er

sprach mit den Officieren; er eilte auf den Balcon des Schauspielhauses, und las selbst die von Bürgern, von Officieren, unterzeichnete Beitrittsacte zur portugiesischen Constitution vor. Sie wurde dem König auf das Lustschloß San Christovao hinausgeschickt, der sie nun gleich auch unterzeichnete, worauf sie dann Don Pedro in seinem Namen auf das Evangelium beschwor, was nun freilich nicht viel sagen will, denn der 1825 verstorbene König von Neapel, Ferdinand I., der jetzt lebende von Spanien und der Miguel von Portugal haben solcher Eide in Menge abgelegt und keinen gehalten. Wozu wäre denn Sr. Heiligkeit der Papst da? Und wozu sang denn die Fürstin von Salm in ihrer *Epitre aux rois* absolut, Paris 1831:

Ce qui, pour vos sujets, partout serait un crime,
Le parjure, est pour vous devenu — legitime!

Während inzwischen Don Pedro auf dem Balcon figurirte, kam der König selbst. Man zog seinen Wagen in großem Jubel durch die Stadt, denn in Rio Janeiro giebt's Leute, die sich gern als Zugthiere brauchen lassen. Dann kam er zu seinem Sohne auf den Balcon hinauf, und erklärte, daß er Alles genehmige, was dieser gesagt und ge-

fehete, das zwischen den wenigen, dem König treugebliebenen und abgefallenen Truppen geliefert, mit gänzlicher Besiegung der erstern eudigte. 30 Mann der erstern verloren dabei das Leben, und überall im Lande trat man der Constitution bei. In Pernambuco geschah dasselbe am 6. März. Am 17. Februar kam die erste Nachricht von den Dingen nach Rio Janeiro. Der König fürchtete, daß mit Gewalt nichts auszurichten sey, und war für die Person auch gar nicht von der Art, daß er gern Gewalt angewendet hätte. Er suchte nur Zeit zu gewinnen, und verlangte, daß sich aus Brasilien, Madeira, den Azoren, Bevollmächtigte einsenden möchten, über die Abänderungen zu berathen, welche die Constitution Portugals in Brasilien zu erleiden nöthig haben dürfte. An sich war dies sehr vernünftig, denn was für das winzige Portugal gut ist, kann unmöglich für das ungeheure große Brasilien taugen. Aber dem König traute nur Niemand, und die Ungeduld war zu groß. Am 26. Februar brach in Rio Janeiro das Ungewitter aus. Mehrere Regimenter stellten sich auf und pflanzten überall ihre Kanonen hin. Da kam eilig Don Pedro, der damalige Kronprinz, und erklärte sich für die Constitution. Er

sprach mit den Officieren; er eilte auf den Balcon des Schauspielhauses, und las selbst die von Bürgern, von Officieren, unterzeichnete Beitrittsacte zur portugiesischen Constitution vor. Sie wurde dem König auf das Lustschloß San Christovao hinausgeschickt, der sie nun gleich auch unterzeichnete, worauf sie dann Don Pedro in seinem Namen auf das Evangelium beschwor, was nun freilich nicht viel sagen will, denn der 1825 verstorbene König von Neapel, Ferdinand I., der jetzt lebende von Spanien und der Miguel von Portugal haben solcher Eide in Menge abgelegt und keinen gehalten. Wozu wäre denn Se. Heiligkeit der Papst da? Und wozu sang denn die Fürstin von Salm in ihrer *Epitre aux rois absolus*, Paris 1831:

Ce qui, pour vos sujets, partout serait un crime,
Le parjure, est pour vous devenu — *legitime!*

Während inzwischen Don Pedro auf dem Balcon figurirte, kam der König selbst. Man zog seinen Wagen in großem Jubel durch die Stadt, denn in Rio Janeiro giebt's Leute, die sich gern als Zugthiere brauchen lassen. Dann kam er zu seinem Sohne auf den Balcon hinauf, und erklärte, daß er Alles genehmige, was dieser gesagt und ge-

stiegen. Portugal war schon lange wenig mehr als eine Colonie der Engländer, die den Vorzug hatte, keine Verwaltungskosten zu verursachen. Bei dem Kampfe auf Leben und Tod, den Napoleon und England bereits begonnen hatten, mußten dessen Bundesgenossen büßen, was er ihnen nicht selbst vergelten konnte. Daher drohte er, Portugal zu besetzen, während England meldete, daß es alle portugiesischen Colonien wegnehmen und alle Häfen blokiren werde, wenn man sich mit Frankreich vereine. So kam ein alter Vorschlag Pombals wieder zur Sprache: Portugal mit Brasilien zu vertauschen. Antonio de Araujo Xebedo, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten unterstützte ihn jetzt aufs lebhafteste. Mit Allem, was sich an Truppen, Effekten, Schätzen, Schiffen, fortbringen lasse, solle man dahin gehen, meinte er, und wirklich brachte er es dahin, daß der langsame Fürst bereits 1807 am 2. October an die Brasilier eine Proclamation mit seinem Sohne Don Pedro absendete, „um ihnen einen neuen starken Beweis seiner Zuneigung zu geben, welche er ihnen bis jetzt nicht vollständig habe zeigen können.“ Bald ward im Fontainebleau über Portugals Schicksal zwischen Spanien und Frankreich am 27.

ten, die Abgeordneten zu wählen. Es gab ein blutiges Handgemenge, in welchem Caula siegte, so daß schon am folgenden Tage darauf der König das zu Gunsten der spanischen Constitution gegebene Decret als ein Werk „von Rebellen und Unruhbestiftern“ wieder zurücknehmen und nach Portugal absegeln konnte.

II.

Es dürfte hier wohl die beste Gelegenheit seyn, in der Kürze aus einanderzusetzen, wie sich Brasilien unter dem alten Geistes- und Charakterschwachen König Johann VI. befunden habe. Am leichtesten sieht man dann, mit welchen Schwierigkeiten Don Pedro zu kämpfen hatte, als er fort war, wie wenig aber auch dieser dazu geeignet war, durch Einsicht und Willenskraft ihrer Herr zu werden. Bekanntlich war die Spannung zwischen Portugals Regenten, — denn den Titel König hatte Johann VI. damals noch nicht, weil seine alte wahnsinnige Mutter lebte, in deren Namen er, der geistesschwache, das Scepter führte, — 1807 schon mit Napoleon aufs höchste ge-

stiegen. Portugal war schon lange wenig mehr als eine Colonie der Engländer, die den Vorzug hatte, keine Verwaltungskosten zu verursachen. Bei dem Kampfe auf Leben und Tod, den Napoleon und England bereits begonnen hatten, mußten dessen Bundesgenossen büßen, was er ihnen nicht selbst vergelten konnte. Daher drohte er, Portugal zu besetzen, während England meldete, daß es alle portugiesischen Colonien wegnehmen und alle Häfen blokiren werde, wenn man sich mit Frankreich vereine. So kam ein alter Vorschlag Pombals wieder zur Sprache: Portugal mit Brasilien zu vertauschen. Antonio de Araujo Azavedo, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten unterstützte ihn jetzt aufs lebhafteste. Mit Allem, was sich an Truppen, Effekten, Schätzen, Schiffen, fortbringen lasse, solle man dahin gehen, meinte er, und wirklich brachte er es dahin, daß der langsame Fürst bereits 1807 am 2. October an die Brasilier eine Proclamation mit seinem Sohne Don Pedro absendete, „um ihnen einen neuen starken Beweis seiner Zuneigung zu geben, welche er ihnen bis jetzt nicht vollständig habe zeigen können.“ Bald ward im Fontainebleau über Portugals Schicksal zwischen Spanien und Frankreich am 27.

October 1807 das Loos geworfen. Der Friedensfürst, die Königin von Etrurien und Spanien sollten sich darin theilen, und bereits am 14. November rief der Moniteur, der damals ein richtiges und wichtiges Staatsbarometer war: „Der Prinz-Regent von Portugal verliert seinen Thron, weil er den Intriguen der Engländer Gehör gegeben, und die Waaren derselben in Lissabon nicht hat mit Beschlag belegen lassen.“ Jetzt konnte man nicht mehr blos mit Proclamationen an die Brasilier fertig werden. Es folgten ihnen die lebhaftesten Vorkehrungen, selbst hinzugehen. Auf der einen Seite suchte man das Volk darüber zu täuschen, welches bei solcher Abreise leicht zum Aufruhr gereizt werden konnte; auf der andern heuchelte man gegen den französischen Hof die größte Unterwürfigkeit, um noch einige Zeit zu gewinnen, und während beides geschah, rüstete und befrachtete man so viel Schiffe als möglich war. Das Volk blieb ruhig, denn es glaubte, daß alle Vorkehrungen nur gegen etwaige Angriffe der Engländer gerichtet seien; der General Junot, der schon in Eilmärschen nahte, erklärte, nun als Freund zu kommen, da Portugal den Krieg gegen England erklärt habe. Plötzlich

fiel der Schleier. Am 26. November setzte Johann VI. eine Regentschaft nieder, und begab sich Tags darauf mit seinem ganzen Hause an Bord. Zwei Tage später segelte die Flotte, 36 Segel stark, mitten durch die englischen und russischen damals dort stationirten Schiffe. Zwei Stunden von Lissabon stand bereits der französische Vortrab. Den 19. Jan. landete man glücklich an Brasiliens Küste, von den Einwohnern mit Jubel und wahrhafter Freude empfangen. Es war ja der erste Fürst, der seine alten Unterthanen verließ, sich unter den neuen dort Hütten zu bauen. Daß diese sehr kostspielig werden konnten, ahneten die Leute doch nicht. Es hielt auch die Freude und der Jubel einige Zeit aus, denn der Handel bekam in Rio Janeiro einen neuen Schwung. Ausfuhr und Einfuhr gewann neues Leben durch die neuen Verhältnisse. Aber als erst einige Jahre hin waren, fühlten die Brasilianer, daß nicht alles Gold sei, was den äußern Glanz desselben habe. Schon 1812 waren die Finanzen in solcher Unordnung, daß die Flotte abgetakelt werden mußte und das Heer im traurigsten Zustande war. Am 20. März starb die alte wahnsinnige Königin; ihr von Mönchen zu einem Mönche, nicht aber zu einem Fürsten

erzogener Sohn war bei aller angebohrnen Gutmüthigkeit nicht im Stande, entscheidende Maaßregeln zum Wohle des ungeheuern Reiches zu treffen, wo er die schrecklichen Stürme, welche Europa verheert hatten, nur aus Zeitungsberichten kennen lernte. Er that wirklich mehr, als man von ihm erwarten konnte, wenn man nach seiner kläglichen Erziehung urtheilte. Die Schifffahrt und der Handel wurde von manchen Fesseln befreit; Rio Janeiro füllte sich mit Fremden, daß sich diese oft unter Zelten behelfen mußten, weil es an Häusern fehlte. Es wanderte eine Colonie von französischen Künstlern und Handwerkern (1816) ein; ja, der König protestirte sogar gegen die neuinstallirten Jesuiten und hob die Inquisition auf. Es herrschte in der That damals zu Rio Janeiro zehnmal mehr Toleranz und Milde, als im glücklichen Spanien unter dem wiedergekehrten, angebeteten Ferdinand VII., den Gott bessern möge. Der Papst ließ deshalb sogar durch seinen Nuntius Caleppi ernstliche Vorstellungen thun.

Aber während diese und ähnliche Bestrebungen sichtbar waren, gährte es doch bereits in allen Provinzen des ungeheuer großen Landes. Am bestenden, gutmüthigen, für seine Person nichts böses

thnenden König lag es zunächst nicht. Allein ein Fürst muß nothwendig auch die Handlungen seiner Diener vertreten, so lange keine Verfassung diese zur Verantwortung ziehen läßt, und so wurden denn die Brasilianer täglich durch den Stolz, die Habsucht, den Despotismus des Hofes beleidigt. Ein altes Recht erlaubt diesem in Lissabon, sich jedes Haus anzueignen, wenn es an Raum fehlt. In Rio Janeiro hatte man nicht den Namen davon gewußt. Jetzt sahen sich die Eigenthümer vieler und zwar der besten Häuser in Folge des Aposanimento, ehe sie es ahneten, auf die Straße geworfen. Eben so sahen sie sich einem früher gar nicht gekannten Geisteszwange preisgeben. Alle ausländischen Zeitungen waren verboten. Die schon erwähnte Finanznoth hatte große Abgaben herbeigeführt. Seit 1809 verlangte man den Zehnten von allen Produkten, es wurde auf den Kauf und Verkauf aller Habe ein starker Impost gelegt und an die Bezahlung der Staatsschulden dachte man gar nicht mehr. Zugleich vergesse man nicht, daß das ganze übrige Südamerica bereits sich von europäischer Herrschaft losgerissen hatte. So kam denn bereits im März 1817 zu Pernambuco der erste Aufstand vor. Man

erzogener Sohn war bei aller angeborenen Gutmüthigkeit nicht im Stande, entscheidende Maaßregeln zum Wohle des ungeheuern Reiches zu treffen, wo er die schrecklichen Stürme, welche Europa verheert hatten, nur aus Zeitungsberichten kennen lernte. Er that wirklich mehr, als man von ihm erwarten konnte, wenn man nach seiner kläglichen Erziehung urtheilte. Die Schifffahrt und der Handel wurde von manchen Fesseln befreit; Rio Janeiro füllte sich mit Fremden, daß sich diese oft unter Zelten behelfen mußten, weil es an Häusern fehlte. Es wanderte eine Colonie von französischen Künstlern und Handwerkern (1816) ein; ja, der König protestirte sogar gegen die neuinstallirten Jesuiten und hob die Inquisition auf. Es herrschte in der That damals zu Rio Janeiro zehnmal mehr Toleranz und Milde, als im glücklichen Spanien unter dem wiedergekehrten, angebeteten Ferdinand VII., den Gott bessern möge. Der Papst ließ deshalb sogar durch seinen Nuntius Caleppi ernstliche Vorstellungen thun.

Aber während diese und ähnliche Bestrebungen sichtbar waren, gährte es doch bereits in allen Provinzen des ungeheuer großen Landes. Am bestenden, gutmüthigen, für seine Person nichts böses

thuenden König lag es zunächst nicht. Allein ein Fürst muß nothwendig auch die Handlungen seiner Diener vertreten, so lange keine Verfassung diese zur Verantwortung ziehen läßt, und so wurden denn die Brasilianer täglich durch den Stolz, die Habsucht, den Despotismus des Hofes beleidigt. Ein altes Recht erlaubt diesem in Lissabon, sich jedes Haus anzueignen, wenn es an Raum fehlt. In Rio Janeiro hatte man nicht den Namen davon gewußt. Jetzt sahen sich die Eigenthümer vieler und zwar der besten Häuser in Folge des Aposanimento, ehe sie es ahneten, auf die Straße geworfen. Eben so sahen sie sich einem früher gar nicht gekannten Geisteszwange preisgegeben. Alle ausländischen Zeitungen waren verboten. Die schon erwähnte Finanznoth hatte große Abgaben herbeigeführt. Seit 1809 verlangte man den Zehnten von allen Produkten, es wurde auf den Kauf und Verkauf aller Habe ein starker Impost gelegt und an die Bezahlung der Staatsschulden dachte man gar nicht mehr. Zugleich vergesse man nicht, daß das ganze übrige Südamerica bereits sich von europäischer Herrschaft losgerissen hatte. So kam denn bereits im März 1817 zu Pernambuco der erste Aufstand vor. Man

nahm den dortigen Gouverneur fest. Das Geschrei: „Tod den Fremden! Lange leben die Eingebornen!“ füllte die Straßen. Eine revolutionaire Regierung, die sich bildete, drohte die ganze königliche Herrlichkeit zu vernichten. Erst mit Ende des Mai gelang es, die alte Ordnung wieder herzustellen, aber auch nun ein schweres Gericht über alle Theilnehmer der Revolution ergehen zu lassen. Die Stellung eines Fürsten, gegen den das Land sich erhob, ist, wird er durch die Waffen Herr der Unruhen, die schwierigste. Er wird so leicht zum rachsüchtigen Tyrannen. Auch hier wurden eine Menge Pflanzler und Kaufleute hingerichtet. Ihr Vermögen confiscirte man und füllte so die leeren Cassen. Der Geist der Unzufriedenheit wird dadurch nie beschworen und das Uebel keineswegs mit der Wurzel ausgerissen. Bald darauf entdeckte man schon wieder in Paraiba, ja in Rio Janeiro selbst eine Verschwörung, aber Executionen, Rad und Galgen, schafften wieder die augenblickliche Ruhe eines Kirchhofs. Während 1818 sich Johann VI. krönen und huldigen ließ und einen neuen Orden zu Ehren der Jüdin Maria stiftete, welche er mehr anbetete, als Gott selbst; während die Erzherzogin Leopoldine in die Arme des

wilden Don Pedro geführt wurde, gingen die blutigen Hinrichtungen immer fort, und waren die Schuldigen gehängt oder geköpft, so ließ man, die Hochzeitfeierlichkeiten zu erhöhen, ihre Leichname durch die Stadt schleifen, sie auf den öffentlichen Plätzen zerreißen und die zerfleischten Cadaver in Ermangelung antiker Bildsäulen zur Schau ausstellen. Noch in der Mitte des Jahres 1818 saßen wohl 300 in den Gefängnissen und harrten ihrem Schicksale entgegen. Verbannung nach Africa war das mildeste Loos!

Während man sich einer wahrhaft Sultanschen Barbarei schuldig machte, übte man fortwährend den ärgsten Greuel gegen alle Volksklassen. Man preßte die Landleute, welche Früchte auf den Markt nach Rio Janeiro brachten, auf der Stelle zum Soldatendienst. Im Innern nahm man Alles weg, was die Waffen tragen konnte. Die Schiffe wurden mit Leuten bemannt, welche mit Gewalt weggenommen waren, und weil der alberne König Johann doch so viel Einsicht hatte, daß er merkte, wie er solchen Soldaten nicht unbedingt seine heilige, gesalbte Person anvertrauen konnte, faßte er sogar in seiner hohen Weisheit den Entschluß, „zur Befestigung der Liebe seiner

Unterthanen“ wie sich ein offizielles Blatt dort aussprach, Schweizertruppen in Sold zu nehmen. Ein gewisser Gachet von Freyburg unterhandelte deshalb mit den Schweizercantonen 1819. Man hatte von daher bereits viele Landleute hingelockt. Hundert Familien aus Freyburg waren auf Kosten des Königs übers Meer gekommen und zwölf deutsche Meilen von Rio Janeiro angesiedelt worden, um, gleich Chamäleonen, mit lustigen Versprechungen gefüttert zu werden und ihre Söhne vom Don Pedro bald nachher unter die Soldaten gesteckt zu sehen. Die ganze Colonie ist wieder zu Grunde gegangen. Genug, wir haben gesehen, wie Johann VI. regiert hatte, der in Güte und Milde es jedem Fürsten zuvorthat, aber, gleich so vielen, nur nicht Weisheit und Kraft genug besaß, das Glück des Volkes zu fördern. Wir haben aber auch dadurch schon im Voraus die Ueberzeugung gewonnen, daß Don Pedro wohl eben so wenig im Stande war, die Stimmung zu beschwören, welche vor der Abreise seines Vaters im ganzen Lande herrschte.

III.

In Brasilien war nun Don Pedro Herr, wenn auch nicht dem Namen, doch der Sache nach, ohne daß er darum mehr Glück und Ruhe genossen hätte als sein Vater. Der Europäer ist immer oft noch thörig genug, den ungeheuern Coloss Südamerica's wie ein kleines Kind behandeln zu wollen. Der Madrider Hofkalender führt noch immer die Vicekönige und General-Capitäne von Mexiko, Peru, Chili, Venezuela auf, ob er schon nicht eine Huße Landes dort mehr hat. In Portugal war nach der Rückkehr des Königs jeder Lissaboner überzeugt, daß man nur befehlen dürfe, was in Brasilien geschehen solle. Don Pedro erhielt daher die Weisung, ebenfalls heimzukommen. Er konnte nicht, wenn er auch gewollt hätte. Bereits am 1. Juni hatte man ihn genöthigt, die Grundlage der portugiesischen Constitution aufs Neue zu beschwören, die vom 21. April her noch in Gefangenschaft befindlich Bürger loszugeben, sich wegen des damals bewiesenen harten Verfahrens zu rechtfertigen, den portugiesischen Minister Don Arcos nach Lissabon zu schicken, und eine Regierungsjunta von 9 Männern anzuerken-

nen, welche ihm die Flügel außerordentlich beschneit. So gieng in Rio Janeiro zu. Aber eben so handelte man auch in Bahia, in Pernambuco, in Montevideo. Dem König von Portugal gehorchte gar Niemand, und seinem Sohn Don Pedro so viel, wie jede Provinz für gut hielt. Das Vertrauen hatte er bereits 1821 gänzlich erschert. Er suchte sich durch Proclamationen zu helfen. „Wie,“ sagte er zu Ende des Jahres, „seyd Ihr gesonnen, meineidig gegen den König und die Constitution zu handeln? — O, besinnt Euch! Ihr geht Euerm Verderben entgegen. Ihr seyd hintergangen und verleitet!“ Schöne Redensarten! Sie halfen zu nichts. Die portugiesischen Truppen wurden nach einem heftigen Kampfe entwaffnet und eingesperrt, bis man sie nach Portugal schicken konnte. Don Pedro beschloß, nicht nach Lissabon zu gehn, denn Brasilien war sonst für seine Dynastie auf der Stelle verloren. Er nahm im Gegentheil (1822) den Titel eines „beständigen Vertheidigers des Königreichs Brasilien“ an, und erkannte, nach einigen Bedenklichkeiten, die Trennung vom Mutterlande (5. Juni 1822) an. In Zukunft solle es mit Portugal nur im Bündniß stehn. „Es

lebe," schloß seine Proclamation, „der constitution-
 nelle König Johann VI.! Es lebe der luso-bra-
 silianische Bund! Es lebe die Generalversammlung
 von Brasilien!" Daß aber in so einem Lande
 verschiedenartige Elemente sind, daß nament-
 lich hier viele portugiesische Umtriebe auch noch
 wirkten, bedarf wohl keines Beweises. Nament-
 lich hatte sich die portugiesische Parthei in Bahia
 geltend zu machen gewußt, und um nun mit der
 Sache ganz in Ordnung zu kommen, nahm Don
 Pedro schon im Herbst den Kaisertitel an.
 Am 25. September ward das Ereigniß kund ge-
 than. Der Jubel des Volkes war außerordent-
 lich. Es fühlte sich nun selbstständig. Das Band
 der Abhängigkeit von Europa war auch im
 letzten Faden zerrissen. Mit Don Pedro I. stand
 es anders. Gern und freiwillig hatte er den
 Schritt nicht gethan. Ernst und nachdenkend und
 düster fuhr er in die Kirche, hörte er den Donner
 von hundert Kanonen und das jauchzende Vivat;
 sah er die prachtvolle Illumination. Seine Ge-
 mahlin, die Erzherzogin aus dem östreichischen
 Hause, aufgewachsen mit allen Vorurtheilen dessel-
 ben, konnte sich noch weniger zufrieden geben. Sie
 zerfloß in Thränen und verbarg ihr rothgewein-

Angesicht tief im Hintergrunde der schwerfälligen Kutsche. Es war ja die strafbarste Empörung gegen die legitime und väterliche Gewalt, und selbst der König Johann gerieth doch deshalb ein wenig in Harnisch, als er hörte, daß sein Sohn ohne seinen Willen Kaiser geworden war. Beide schrieben sich harte, beleidigende Briefe. Der Vater nannte den Sohn einen kleinen Jungen, und dieser antwortete: „man solle in Portugal den kleinen Jungen besser kennen lernen. Die Brasilianer seyen keine solche Bande von Mördern und Carbonari's, wie die, welche Se. Majestät in der schimpflichsten Gefangenschaft hielten.“ Mit einem Worte: Der Riß war geschehen und nicht wieder zu heilen. Die Cortes in Lissabon sorgten ihrerseits schon auch dafür. Sie hatten Alles, was in Brasilien geschah, am 19. September 1822 für illegal erklärt, und Don Pedro binnen 4 Monaten nach Lissabon entboten, bei Strafe, seine Rechte auf den Thron Portugals zu verlieren. Der Zwist zwischen dem Sohne und dem Vater ging so weit, daß er endlich die Briefe desselben gar nicht mehr annahm.

Indessen eigentliches Vertrauen erwarb er sich darum doch auch in Brasilien nicht. Er arbeitete

im Stillen, immer daran, sich nach Möglichkeit unabhängig zu machen. Besonders suchte er das Militär auf seine Seite zu ziehen, daß zu dem Zweck auf seinem Schlosse oft köstlich bewirthet wurde. Ein unbeschränktes Veto lag ihm vornämlich am Herzen, und schon deshalb gab es 1823 mancherlei unruhige Auftritte. In Pernambuco erschienen Aufrufe ans Volk, „die Rechte und Freiheiten mit vereinigter Kraft zu behaupten.“ Ein ähnliches fand in Porto Allegro statt. Der Kaiser beschwor (9. August 1823) das Volk: „die Constitution abzuwarten,“ an welcher gearbeitet wurde, und „ihm zu vertrauen, der keine andern Befugnisse kennt, als die zum Glücke Brasiliens nöthig wären.“ Im September war der Entwurf von der damit beschäftigten Commission vollendet, und es blieb ihm nichts übrig, als sie anzunehmen, so freisinnig sie auch war, denn sie verhiess Religionsfreiheit, persönliche Freiheit, Geschwornengerichte und Pressfreiheit. Die Minister wurden verantwortlich, und selbst ein schriftlicher Befehl des Kaisers konnte sie bei Eingriffen nicht einmal entschuldigen. Die letzten Spuren von portugiesischer Herrschaft waren kurz vorher verschwunden. Bahia, das noch fremde Be-

sagung hatte, sah sie am 2. Juli capituliren. Bloß Montevideo, auf welches auch Buenos-Ayres Ansprüche machte, erhielt sich noch in ihrem Besitze. Wie wenig aber der Kaiser geneigt war, sein Wort länger zu halten, als nöthig war, zeigte sich schon in demselben Jahre. Er hatte die Constitution mit den ausdrücklichen Worten angenommen: „Ich verspreche aufs Neue, und begeisteter als je, die monarchisch-constitutionelle Unabhängigkeit Brasiliens zu befestigen.“ Allein schon am 12. November ließ er unvermuthet das Versammlungshaus der Deputirten umringen, Kanonen dagegen aufpflanzen und eine Menge Deputirte gefangen nehmen, welche sogleich mit ihren Familien deportirt wurden. Die bisherige liberale Zeitung mußte aufhören, und die Polizei — denn ohne Polizei kann so ein guter Fürst nimmermehr regieren! — setzte Preise auf Entdeckung aller derer, welche besonders liberale Artikel hineingeliefert hatten. In einem Manifeste zeigte er sonnenklar, wie gut er dieß Alles gemeint habe, und warum er „die verruchten Volksaufwiegler“ habe unterdrücken müssen. Eine neue Bezeichnung für Männer, die ein Paar Tage vorher Volksvertreter gewesen waren. Dou

Pedro ließ sogleich eine neue Nationalversammlung zusammentreten, und einen von seinem Ministerium bearbeiteten Entwurf annehmen, den er am 25. März 1824 nun selbst mit vielem Pompe beschwor, denn an Eiden haben es in neuerer Zeit die Fürsten des südlichen Europa's nicht fehlen lassen. Im Ganzen war sie allerdings liberal genug; sogar die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses war darin zugesichert, und dieß steht selbst in manchem europäischen Staate unsicher genug. Allein freilich die Art, wie sie gegeben war, blieb schlecht, und die Abgeordneten aus Bahia sagten dieß dem Kaiser mit ziemlich dürren Worten. Auch war die in der neuen Verfassung ausgesprochene Liberalität doch auch wiederum mehr Sache der Nothwendigkeit. Die Volkskraft hatte sich schon zu mächtig gezeigt, als daß man sie ganz hätte verachten können. Ueberall sprach sich auch darum der Unwille sehr lebhaft aus. Unschläge in Rio Janeiro beschuldigten den Kaiser des Verraths an Brasilien, des Strebens nach absoluter Gewalt. Die Polizei arretirte wohl 21 verdächtige Männer, obschon die neue Constitution sogar den Satz aufstellte, daß ohne erwiesene Verschuldung Niemand verhaftet werden dürfe. Allein

um so natürlicher war es auch, wenn man solche schaaamlose kaiserliche Willkühr mit Gewalt in die gehörigen Schranken zu weisen suchte. In den nördlichen Provinzen brach voller Aufstand aus. Don Pedro hatte gerade 300,000 Pf. Sterl. abschläglic auf eine in London negotirte Anleihe erhalten; er konnte daher schnell eine Expedition ausrüsten, die vom Lord Cochrane befehligt wurde, und mittelst dieser glückte es ihm, der Unruhen, die besonders in Pernambuco arg waren, Herr zu werden. Es hatte dieß letztere bereits wieder wie 1817 den Plan zu einer republikanischen Verfassung entworfen. Wie sehr übrigens Don Pedro im Stillen nach absoluter Gewalt strebte, bewies am Besten eine Adresse des zu jener Zeit durch Machinationen aller Art mit Brasilien vereinigten Montevideo. Die hohe Geistlichkeit daselbst, welche doch ihre Leute in der Regel recht gut zu beurtheilen weiß, beschwor ihn, doch ja als absoluter Monarch die Regierung zu führen, der Freigeisterei und dem Jacobinismus zu steuern, und „sie mit starker Hand ohne Schonung“ auszurotten. Der hätte es wohl gern gethan, wenn er es nur vermocht hätte!

IV.

Die Stellung des Kaisers war jedoch zu schwankend, um nur eine solche Idee laut werden zu lassen. Von Republiken rings umgeben, in seinem Reiche immer mit mißtrauischem Auge beobachtet, mußte er froh seyn, durch Englands Vermittlung zunächst die Spannung mit Portugal gehoben zu sehen, von welchem Brasilien (29. August 1825) als ganz unabhängig anerkannt wurde, dergestalt, daß beide Kronen nie wieder auf einem Haupte vereinigt werden dürften. Nur im Stillen konnte er allenfalls andere Pläne verfolgen, als er laut werden ließ, und daß er dergleichen im Schilde führte, schließen wir aus der Art, wie er in Europa alles Gestrudel neben den ehrlichsten Leuten zugleich aufkaufen, und verlocken ließ, sich ein tüchtiges Kriegsheer zu bilden, so weit der Stock dieß zu organisiren vermag. Aus den österreichischen Zuchthäusern sendete man so gut die Helden dahin (über Triest) wie aus Mecklenburg. Schon 1819 war unterm König Johann so ein Handel mit Neapel geschlossen worden, das 2000 Galeerensclaven abließ. Unter den Vorspiegelungen, daß Jeder Haus, Hof, Vieh,

Ackergeräthe, Samen und Land in Menge erhalte, ließen sich viele Landleute verführen, dahin zu gehen, aber alle wurden zum Soldatendienste gezwungen, so fern und so lange sie „gesunde Knochen“ hatten, wie sich der gute Don Pedro ausdrückte. In Brasilien, dem menschenarmen Lande, selbst wurde, wie unter seinem Vater, nicht minder Alles zum Dienste gezwungen. Außer der Miliz mußte und sollte jede Provinz ein ganzes Bataillon und noch mehr stellen, denn das reguläre Heer sollte nun einmal mindestens 24,000 Mann stark seyn. Da unter den Ausländern fast kein einziger redlicher, rechtlicher Mann war, und selbst die Officiere meist Abenteuerer oder entlassene Zuchthausgefangene, Alle aber gezwungen waren, so kann man leicht denken, welche Kriegszucht statt fand, diese — Banden zusammen zu halten. Für jeden Deserteur wurden den Bauern sieben Laubthaler bezahlt. Barbarische Strafen standen auf dem kleinsten Vergehen. Dessenungeachtet sollte man denken, es seyen lauter Helden aus der alten Römerzeit, wenn man die Rede liest, mit welcher der Kaiser sie als echter Poltron haranguirte, als am 16. November 1825 ein Corps nach Rio Grande marschirte. Er spricht von der Bahn des Ruhms,

welche sich den Blicken seiner Waffengefährten öffneten. Unterstützt von der göttlichen Macht, würden sie „keinen Augenblick zaudern, die Feinde des Reichs zu Boden zu schmettern.“ Die Nachwelt werde „die Rächer der Nationalehre segnen!“ und was des Unsinnnes mehr war, denn der ganze Marsch galt nur einer Empörung, wie sie schon zehnmal statt gefunden hatte, wie sie bis zum April dieses Jahres zehnmal wiederkehrte. Namentlich im Jahr 1825 und 1826 gab es dergleichen im ganzen Lande. In Bahia zahlte kein Mensch die Kriegsteuer und verfluchte das Mordspiel, welches die Kinder den Aeltern entriß; in Pernambuco, in Grande, ging man zur offenen Gewalt über. Nach Bahia eilte der Kaiser selbst, den Sturm zu beschwören, was ihm in der That gelang; es kam das Feuer nicht zum Ausbruche. In Pernambuco und Rio Grande setzte man mehrere tausend Thaler auf die Köpfe derer, welche an der Spitze standen, und die Waffengewalt unterdrückte die Unruhen. Auch in Para gelang dieß so übel und böse, wo das Volk laut die Republik forderte und blutgierig alle die verhaßten Portugiesen mordete. So weit wie es möglich war, lähmte Don Pedro alle Wirksamkeit der Kammern. Er suchte

sie mit offenbaren Kindereien hinzuhalten. So wurde 1826 eine lange Zeit discutirt, ob — ob — ob die Mitglieder des Reichstages sich in Gegenwart des Kaisers setzen oder stehen sollten. Endlich kam das große Resultat heraus. Sie sollten Stühle erhalten, aber sich nicht darauf setzen. Und so einer Versammlung konnte nachher der Kaiser, als er sie entließ, sagen, sie habe viel „für die Wohlfahrt und Größe der Nation gethan; in ihren Sitzungen habe nie die Klugheit und Weisheit gefehlt;“ wobei er denn auch nicht verfehlte, sie aufzufordern, ja Alles anzuwenden, „den Völkern den Gehorsam zu lehren, den sie der Regierung schuldig seyen.“ Man frage, wenn man die wenigen hier mitgetheilten Notizen gelesen hat, wie viel Don Pedro Achtung und Vertrauen verlangen konnte? Wie viel Gehorsam er folglich fordern konnte, der darauf beruhen muß? Die Times sagten damals am Offensten, welcher Art Don Pedro sey. „Die gegenwärtige Regierung Brasiliens,“ heißt es darin, „ist nur dem Namen nach constitutionell. Sie hat alle Fehler der alten Verfassung.“ Nicht einmal als Mensch, als Gatte wußte sich Don Pedro Achtung zu erwerben. Mit seiner Gemahlin, der Erzherzo-

gin Leopoldine, so schön und gut sie war, lebte er so wenig in Frieden, daß er sie öffentlich mißhandelte und sie nach Europa zurück wollte *). Der Tod endigte ihre Leiden durch ein Gallenfieber und eine Fehlgeburt am 11. December 1826, und es liefen im Volke, wie in den höhern Cirkeln, seltsame Gerüchte über die Krankheitsursache umher. Der Kaiser stellte sich, als ob er vor Schmerz vergehn wollte; er löste die Bande, welche ihn an

*) Mannsfelds Reise von Brasilien. 1828. I. S. 168. Walfsh, der als Capellan des Lord Strangford, Gesandten in Constantinopel, eine so gut geschriebene Reise durch die Türkei herausgab, begleitete denselben auch auf seiner Sendung nach Brasilien und hat in den „Nachrichten“ von diesem Lande, welche 1830 erschienen sind, besonders vom dortigen Hofe, von der Krankheit und dem Tode der verstorbenen Kaiserin und der Marquise von Santos viele neue Bemerkungen mitgetheilt. Die verstorbene Kaiserin erkrankte, wie der Verf. erzählt, in Folge eines heftigen Zwistes mit ihrem Gemahle. Der Tod war Folge davon, obschon „Noſſa Senhora da Gloria im heftigsten Regenwetter selbst aus der Kirche ging, ihr Hülfle zu leisten, die alle Sonntage zu ihren Füßen gekniet hatte.“ Die Liebe des Kaisers soll vornehmlich dadurch sehr gemindert worden seyn, daß sie zu wenig auf ihr Aeußeres achtete; zu wenig auf Körperhaltung und Paarschmuck sah, und Don Pedro gerade in solchen Dingen sehr viel Ansprüche machte.

die Marquise de Santos fesselten, die ihm nie von der Seite gekommen war *) und die ganzen Regierungsgeschäfte leitete. Recht und Gerechtigkeit ging durch ihre Hände fürs — baare Geld. Nehme man nun den unglücklichen Krieg dazu, den der Kaiser wegen des durch Machinationen an sich gerissenen Montevideo's mit Buenos-Ayres führen mußte, und wo seine Truppen geschlagen, seine Schiffe genommen wurden, so daß er am Ende froh war, durch Englands Vermittlung einen leidlichen Frieden zu schließen, der Montevideo zu einem freien Staate erhob; rechne man hierzu die schreckliche Finanznoth; so darf man sich in unsern Tagen nur wundern, wie sich Don Pedro so lange hat halten können. 1827 belief sich die Schuld Brasiliens auf 26 Millionen Thaler; die Banknoten verloren 55 Procent; die Zolleinnahme war auf drei Jahre hinaus schon verpachtet. Die nördlichen Provinzen zahlten gar keine Abgaben mehr,

*) Wie sich dieß Verhältniß seitdem gestaltet hat, wissen wir nicht genau. Die Marquise ging, hieß es einmal, nach Europa. Ihre Tochter, die Herzogin von Copaz, kam 1830 nach Frankreich. Don Pedro ist sehr bigott. Barfuß in die Kirche zu wallfahrten war ihm eine Kleinigkeit. Möglich, daß der Tod der Leopoldine sein Gewissen gerührt hat.

Alles mußte aus Rio Janeiro herausgepreßt werden, denn deshalb mit den Provinzen Krieg anzufangen, wäre gar zu bedenklich gewesen. Es hielt schwer, das Militär selbst zu bändigen. 1827 mußten 60 Mann desselben auf ein Schiff gepackt werden, die der Capitän auf eine wüste Insel, wo er wollte, aussetzen konnte. Die Noth und das Elend erzeugte bei ihnen Verzweiflung. Sie suchten einmal 1827 den Schatz zu erstürmen; es gab einen Kampf, wo 14 auf dem Platze blieben. Am Aergsten ging es in der Art 1828 zu. Die Irländer, welche in Rio Janeiro standen, plünderten am hellen Tage, bis sie von portugiesischen Truppen besiegt wurden. Die deutschen Zuchthäusler empörten sich gleich darauf am 9. Juni. Es bekam da einer 300 Stockprügeln wegen eines geringen Dienstversehens. Während der Execution schrie der Unglückliche, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden verlange. Es geschah nicht, und die Cameraden wurden so wild darüber, daß sie nach dem Schlosse eilten, vom Kaiser selbst Gerechtigkeit zu fordern. Da kamen sie unrecht an. Sie berauschten sich nun und begingen die ärgsten Excesse gegen ihre Officiere. Viele derselben wurden getödtet. Abends folgten die Irländer dem Beispiele. Ganz

Rio Janeiro schwebte in Gefahr. Der Kaiser ließ zwei brasilianische Bataillone aufmarschiren, die aber einem Bayonettangriffe der Empörer nicht gewachsen waren. Jetzt kam die kaiserliche Artillerie und schoss mit Kartätschen und diese wirkten besser; allein schon war auf zwei andern Punkten das Feuer gleichfalls losgegangen. Ein aus Pernambuco eingerücktes Bataillon der Deutschen hatte mit 1800 Irländer der Citabelle sich vereinigt, und am 11. Juni mußte Don Pedro die Hilfe der im Hafen liegenden französischen und englischen Geschwader ansehn. Sie kamen ihm mit 800 Seesoldaten zu Hilfe, welche am 12. Juni die Hauptposten der Rebellen angriffen, indessen Canonerschalluppen von der Seeseite her losdonnerten. Dieß half. Alle die Truppen wurden nun zur Unterwerfung genöthigt und am 21. d. schleunigst fort in die Provinzen gesendet, wo sie sicher davon gehalten sind, so wie sich Gelegenheit gefunden hat.

Wir überspringen die Jahre 1829 und 1830. Sie lassen nichts als Wiederholungen zu. 1829 fand ein Aufstand in Pernambuco statt, der wieder glücklich unterdrückt wurde, und ein Kriegsgericht lehrte darauf, wie ungerecht er gewesen war. Die Finanznoth ging fort. Rothschild half mit

einer Anleihe von 8 Mill. Fl. aus, welche mit 25 Procent verzinst werden mußte. Der Kaiser konnte die entsetzliche Zerrüttung des Finanzwesens gar nicht ablängnen, und eiferte in der Versammlung der Stände sowohl darüber, wie über die häßliche Pressfreiheit, obschon die letztere keinesweges so gar groß war. Mit jedem Tage aber ist die Gährung gestiegen. Als die Stände 1830 zusammen kamen, hatte sich die Opposition so lebhaft gezeigt, daß der Kaiser ein neues Ministerium bilden mußte; zwei seiner Lieblinge wurden zur Verantwortung gezogen, und von den Maaßregeln, die er vorge tragen hatte, war nicht eine durchgegangen. Die Schuldenlast war auf 163 Mill. Crusados (Reichst.) gestiegen. Endlich ist zum Ausbruch gekommen, was zehn Jahre lang gegohren hat. Am 7. April mußte er sich in solcher Eile flüchten, daß er nicht einmal sein fünfjähriges Kind mitnehmen konnte. Denn sollte er denn im Ernst es gemeint haben? als er zu Gunsten dieses Söhnchens abdankte? Ein Kind von fünf Jahren soll über ein Land herrschen, das größer ist, wie Europa, und den Vater verjagte? Wir vermuthen vielmehr, daß es unter der Aufsicht einer Gouvernante auf einem andern Schlosse war, und nicht Zeit übrig blieb, es herbei

zu holen. Wie wenig aber Fürsten sich auf ihre Kriegsmänner verlassen können, hat Don Pedro aufs Neue gezeigt. Blos seines lieben Ichs wegen ließ er durch seine Helfershelfer, namentlich den Major Schäfer, Leichtgläubige durch vortheilhafte Capitulationen betrügen, denn wenn sie den Fuß ans Land setzten, ward der Contract mit Hohnlachen zerrissen, und allen Abschaum zusammenkaufen, seine Macht zu behaupten. Es ist ein Weilschen gegangen. Er hat sich zehn Jahre lang gehalten, wie der Seefahrer auf einem Schiffe im stürmischen Meere; endlich hat ein Aufstand von ein Paar Tagen hingereicht, den einzigen Souverän, den es in America gab, zu versagen. Und mit welcher Angst mag er die zehn Jahre über meist gelebt haben! Ein Blatt, der *Censor brasileiro*, sagte unterm 2. April 1827 gerade heraus: „Es giebt in Brasilien keinen andern Souverän, als das souveräne Volk. Der Kaiser ist nach der Constitution der erste Staatsbeamte. Seine Rechte sind allzumal von seiner Pflichterfüllung abhängig.“ Daß er solche Schreier gern beim Kopfe genommen hätte, kann man denken. Aber er wagte dieß schon nicht mehr, denn der unglückliche Krieg mit Buenos-

Alyres hatte die ärgste Volkserbitterung rege gemacht. Er kam selten aus dem festen Schlosse Christovao heraus, und wenn er es that, sprengte er in gestrecktem Galopp durch die Straßen Rio Janeiro's. Die Verhältnisse mit seinem Bruder Don Miguel verstimmten Alles noch mehr. Er hätte gar zu gern Brasilien verlassen, um in Person Portugals Krone seiner Tochter Maria da Gloria zu verschaffen. Allein, als sich das Gerücht davon verbreitete, fragte ihn eine Deputation der Stände ganz feck: ob er bleiben oder gehen wollte? Im letzteren Falle möge er aber ja nicht wieder kommen. In Folge dieser artigen Eröffnung ließ er am 3. März 1827 das merkwürdige Decret publiciren, worin er nochmals Portugals Krone entsagte und sie seiner Tochter abtrat. In seinem Palaste aber war er wüthend vor Zorn, den er nicht, wie auf dem Exercierplatze an den Soldaten, auslassen konnte.

Am 11. März waren die Truppen noch treu gewesen, und darum konnte er noch der da in Christovao ausbrechenden Unruhen Herr werden, in Folge deren einige hundert Menschen das Leben verloren, einige hundert gefangene Mulatten aber erst ausgepeitscht wurden, um dann der Gerech-

tigkeit übergeben zu werden. Einen schönen Begriff muß Don Pedro sich von der Gerechtigkeit machen! Jetzt verließen ihn die Truppen, und dahin war seine Herrlichkeit.

Fassen wir Alles zusammen, so finden wir, daß Don Pedro etwas klüger, als sein Bruder Miguel, aber nicht viel besser ist, und auch die Klugheit ist nicht etwa bedeutend größer, denn sonst hätte sie die Maske der Rechtlichkeit vorgenommen, und nicht auf jede Art sich durch Militärdespotismus verrathen, der in unsern Tagen der zerbrechlichste ist. Vermuthlich wird nun Brasilien in eine Menge Föderativstaaten zerfallen, die, wie die von La Plata, von Mexico, eine locker zusammenhängende Republik bilden, und sich bald erholen werden, da sie nun nicht mehr für einen verschwenderischen Hof sorgen dürfen. Man denke nur, daß Don Pedro 12 Millionen Thaler an seinen Vater zahlte, um die Unabhängigkeitserklärung von Portugal zu erhalten; man denke an die vielen Millionen, welche der unglückliche Krieg gegen Buenos-Ayres verschlang; denn der Fürst, welcher über ein Land herrschte, größer als Europa, wollte auch noch das Städtlein Montevideo haben, gleich wie Rußland, das einen so großen Theil der Erde be-

herrscht, auch noch gern die vier Millionen Polen glücklich machen und mit Wohlthaten überschütten möchte; man denke endlich an den Aufwand, den der Hof, trotz aller dieser Verschwendungen selbst machte. 1827 ließ sich Don Pedro für seine Person 1000 Contos de Reis (à 2680 Fr.) auswerfen. Für die Kaiserin wurden 100 dergleichen stipulirt, und so hatte jedes Glied der Familie seine Contos de Reis, wahrlich in einem solchen armen Lande eine wahre Superfluité elegante, wie jüngst die *Revue britannique* No. I. d. J. dergleichen bezeichnete.

Man sollte freilich, so scheint es, ein Land, worin Gold und Diamanten zu Hause sind, nicht arm nennen. Binnen neun Tagen gab eine neue Grube im vorigen Jahre 6 Pfund Gold. Aber diese Minen gehören meist den Engländern, und die Diamantengruben waren Monopol der Krone. Seit Jahr und Tag hat sich auch der Werth der Diamanten bedeutend vermindert. Männer von Fach behaupten, daß sie um 50 Procent gegen die Preise vor 50 Jahren gewichen sind, vermuthlich liegt es doch in der Vermehrung derselben. Diamanten vergehen nicht, sie nützen sich noch nicht einmal so sehr ab, wie edle Metalle, und alle

Jahre kommen neue hinzu, besonders aus dem Diamantendistrikt Brasiliens, dem wunderbaren von der Natur angelegten Garten, wo Grasebenen mit Gebüsch, Alpen mit grünen Thälern wechseln. Es liegt derselbe 40 Stunden von Villaricca (der reichen Stadt) entfernt, und hier ist eigentlich das vornehmste bis jetzt gefundene Diamantenlager, denn Ostindien giebt jetzt wenig her, und die in Rußland müssen noch erst erwartet werden. Aber seit 100 Jahren entdeckte man sie dort, und benutzte sie anfangs, ohne sie zu kennen, als Spielmarken. Ein Portugiese, der die edeln Steine roh zu Goa in Ostindien kennen gelernt hatte, sah, was es hier zu gewinnen gab, sammelte heimlich eine große Menge, und ging damit ins Vaterland, nachdem er einer Familie davon Kunde im Stillen mitgetheilt hatte. 1730 kam die Regierung hinter das Geheimniß, und erklärte die Steine für ein Regale. Für jeden Sklaven, der zum Waschen derselben angestellt wurde, denn man fand sie beim Waschen des Goldsand, mußte eine Kopfsteuer bezahlt werden, die jährlich, 1741 bereits, gegen 400 Thaler betrug. Zwei Männer, denen man den inzwischen genau bestimmten Diamantendistrikt verpachtete, durften unter dieser Ab-

gabe mit sechshundert Negern arbeiten; die Zahl stieg nachher auf 700, und da die Betrügerei in den Colonien zu Hause ist, sollen statt dieser, für welche die Abgabe entrichtet wurde, gar heimlich gegen 10,000 gearbeitet haben! Solche entsetzliche Betrügereien bestimmten nun den Hof von Lissabon 1772, den Distrikt nicht mehr zu verpachten, da er wenig und der Pächter dagegen allemal viel gewann, sondern die Arbeit selbst für eigne Rechnung bestreiten zu lassen. Die Gegend wurde nun in ein ganz besonderes Verhältniß gestellt. Der *Demarçao diamantina* (Diamantenbezirk) kam unter einen Intendanten, dessen Gewalt fast grenzenlos war. Er konnte ohne Weiteres alle Bewohner mit oder ohne ihre Habe herausjagen; jeden, gegen den Verdacht war, festnehmen lassen; jeder Soldat durfte das. Von ihm hing es ab, ob Jemand hineingelassen werden und sich niederlassen dürfe. Unter gleich strenger Aufsicht kamen die Sklaven. Der Herr eines solchen, der nicht eingeschrieben war, kam auf die Galeere, und dasselbe Geschick traf ihn, wenn ein solcher einen Diamanten besaß oder darnach suchte. Im Ganzen bestehen diese Gesetze noch, doch wurden sie minder streng gehalten, denn seit einigen Jahren war die

Arbeit wieder Privatpersonen überlassen, weil die Regierung doch auch ihre Rechnung nicht fand. Sie bezog von 1772 bis 1818 nur 66,656,355 rhein. Gulden dafür, wovon aber die großen Verwaltungskosten abgezogen werden mußten. Der größte aller Diamanten war 1771 außerhalb dem Diamantenbezirke gefunden worden; er wog 138½ Karat. Von 1771 arbeiteten 4500—5000, von 1795—1801, 1700, von 1801—1814, 2100—2800, und seitdem 11—1600 Sklaven darin. Alle bekommen, wenn sie einen glücklichen Fund thun, kleinere oder größere Geschenke, und wiegt ein Stein sehr viel, die Freiheit. Alle stehen unter den Feitores (Faktoren, Aufsehern), deren 1800, als Spiz und Martius dort waren, 100 Obacht hatten. Die Feitores sind unter zehn Administratores oder Oberaufsehern, welche die ihnen wöchentlich abgelieferten Diamanten wiegen, und in Lejuco an die Junta, oder Bergwerksgesellschaft, einliefern. Bei aller Aufsicht aber wissen theils die Meger so viele Steine zwischen Fingern und Zehen, im Ohre und Munde und wolligem Haare zu verstecken, sie verschlucken so viele oder werfen sie bis zu einer gelegenen Zeit auf die Seite, und es schleichen so viele Grimpeiros (Diamantensucher)

überall im Gebirge herum, daß auf solche Weise ein großer Theil der kostbaren Steine aller Controlle entzogen wird. In Janeiro und Bahia leben viele Kaufleute vom Ankaufe solcher ausgeschmuggelten Diamanten. Eben so wenig kann man ein Land arm nennen, so scheint es, das an Fruchtbarkeit seines Gleichen sucht; wo Cochenille und Zucker, Baumwolle und Indigo, Tabak und Wein, Thee und Kaffee wächst; wo sich eine Kiste von 1000 Stunden Weges darbietet, nach welcher aus dem Innern die größten schiffbaren Ströme hineilen; wo man alle Producte gegen Fabrikate eintauschen kann. Brasilien ist ein Paradies, denn hier sind Eis und Schnee selbst dem Namen nach unbekannt, und der Saame kann zu jeder Zeit in die Erde gebracht werden, und giebt dann mindestens hundertfältige Frucht. Wer Hemd und Hosen, ein Wams und ein Paar Schuhe hat, ist das ganze Jahr zum Ueberflusse bekleidet. Eine Hütte mit Stroh gedeckt, schützt hinlänglich vor Sonne und Regen und Wind. Dabei ist die Sonne nicht etwa so heiß, wie in den africanischen Ländern; mit nichts; sie scheint das ganze Jahr hindurch 10 — 14 Stunden; der Winter, oder vielmehr ein bißchen Regenzeit

bleibt so warm wie unser Sommer; und unterscheidet sich höchstens vom Sommer nur durch eine Differenz von zwei Stunden in der Tageszeit. Und Wälder und Gärten blühen immerfort, daß Jeder, der dahin geht und es sieht, zum Dichter werden möchte. Unsteckende Krankheiten, wie in Westindien, Drcane, wie dort, giebt es hier eben so wenig. Ei, was ist Brasilien für ein Land! Es ist ein Paradies!

Brasilien ist aber kein Paradies! So groß wie unser ganzes Europa, hat es nicht eine ordentliche Heerstraße, und wenn die Esel 200 Stunden weit die Baumwolle nach der Hauptstadt bringen, so können sie vor den Thoren dieser Stadt mit ihren Ballen und Treibern zu Grunde gehen. Was hilft es, hundert Scheffel aus der Saat des einen zu ernten? Wohin damit? Kein Mensch bauet daher mehr, als er absetzen kann, und am Ende noch weniger. Er hungert dann — im Paradiese, oder ißt gedörrtes Rindfleisch mit Salz bestreut. Es wächst hier die beste Baumwolle, aber keine Hand verspinnt sie. Die Berge sind mit Wäldern bedeckt, keine Art lichtet sie. Noch weniger zertheilt die Bäume eine Sägemühle. Wer Butter und Käse essen will, muß sie aus

England kommen lassen. Ei, Brasilien ist noch kein Paradies!

Aber es kann eins werden. Die Natur hat fast für alle Bedürfnisse im Ueberflusse gesorgt, und wo jetzt eine Million Menschen die große Wildniß nicht durchdringen könnte, da werden in hundert Jahren ihre Nachkommen und die neuen Einwanderer schon hineindringen, und das Land, so groß wie Europa, auch so blühend, und blühender wie Europa machen. Vor 20 Jahren durfte sich kein Fremder ansiedeln, jetzt werden alle begünstigt und eingeladen werden. Wenn recht viele hinkommen und fleißig sind, dann werden ihre Kinder sagen: Brasilien ist ein Paradies! Es fehlt jetzt an der ersten Bedingung des Reichthums: an fleißigen Händen. Von den fünf Millionen, welche das unermessliche Reich bewohnen, irren zwei Millionen mindestens in den Wäldern herum, mehr wilden Thieren als Menschen zu vergleichen, und gleich solchen von den Colonisten häufig gesagt. In den meisten Gegenden Brasiliens, wo die Botokuden leben, findet ein Krieg auf Leben und Tod mit diesen Wilden statt. Die Portugiesen machen auf sie Jagd, wie auf wilde Thiere. Selten verschonen sie kaum des Säuglings an der

Mutterbrust. Natürlich nehmen die Wilden an den europäischen Barbaren *) auch wieder Rache, so viel und so oft sie können, und sind wieder ihre gefährlichsten Feinde, besonders da sie zugleich treffliche Schützen sind, deren Pfeile eben so weit, als sicher treffen, und mit einer unglaublichen Kraft ihr Ziel durchbohren. Aus dem letzten Grunde hält man auf allen portugiesischen Quartels oder Feldposten eine größere oder kleinere Zahl von Panzerröcken. Dieselben sind weit, von Baumwollenzeuge und mit mehrern Lagen baumwollener Watte dicht gestopft. Sie haben einen hohen stehenden Kragen, der den Hals deckt, und gehen bis ans Knie herab. An heißen Tagen sind sie freilich sehr lästig. So wie ein Quartel den Signalschuß giebt, daß Botokuden gesehen werden, muß jeder Soldat zum Gewehr greifen und die, welche

*) Wie grausam und barbarisch die Portugiesen handeln, kann man sich kaum vorstellen. Man muß darüber Bollmers Gemälde der Tropenländer und die Reise des Prinz von Neuwied nachlesen. Ein Pflanzer ließ Kleidungsstücke von Blatternranken in den Wald stecken, diese Seuche unter den Wilden zu verbreiten: ein anderer ladete eine eiserne Kanone mit gehacktem Blei und Eisen, die durch ein angebrachtes Flintenschloß losging, als die Wilden auf den Strick in der Nähe traten, und gegen 30 verstümmelte etc.

den Panzerrock anziehen, haben den ersten Angriff zu machen, da auch, in der Nähe abgeschossen, der Pfeil fast stets bloß im Rocke stecken bleibt, sehr selten bis zum Körper durchdringt. Selbst Kugeln gehn in einiger Entfernung nicht leicht durch. In manchen Quartel giebt es 8, in andern 4, in manchen nur einen solchen Rock, je nachdem der Posten stark besetzt ist. In Brasilien wird von diesen portugiesischen Militärposten aus sehr häufig auf die wilden Urbewohner Jagd gemacht. Die Soldaten erhalten, wenn sie zu dem Zwecke in die Wälder ziehn, Pulver, Schrot, Mehl und getrocknetes Fleisch, daß sie 10—12 Tage leben können, und nun suchen sie vorsichtig die Spur der Wilden auf. Finden sie die Hütten dieser, so umringen sie dieselben: ist es Abends, so warten sie den Tag ab, froh, wenn die Hunde der Wilden nicht bellen und ihre Schweine nicht grunzen, was, wenn diese Thiere Fremde wittern, oft der Fall ist. Beim Grauen des Tages postiren sich zwei und zwei Soldaten hinter starke Bäume, um sicher zielen zu können, oder schleichen sich an die Hütte hin, wenn es unbemerkt geschehen kann, stecken die Gewehre hinein, und feuern nun unter die schlafenden Bewohner. Alles wird, Weib,

Kind, Jung und Alt, ohne Gnade niedergeschossen. Selten daß ein säugendes Kind mitgenommen wird. Ist die Jagd glücklich so zu Ende gebracht, so schneidet man den Getödteten die Ohren ab, um sie an den nächsten Gouverneur als Siegeszeichen einzusenden. Was reden wir denn also über die Türken? Ueberhaupt ist die Barbarei der Letztern nicht schlimmer, als die christliche in fremden Welttheilen, ja zum Theil selbst in Europa, da, wo die Leibeigenschaft noch in vollem Maaße besteht! Einige Wilde hat man allerdings zu Christen gemacht, d. h. mit ein Bißchen Wasser besprengt, aber dadurch sind sie weder besser, noch fleißiger, sondern wo möglich noch heimtückischer geworden, die andern drei Millionen zerfallen in Neger und Abkömmlinge der Portugiesen. Nach Brasilien wurden bis Ende vorigen Jahres noch viele tausend Neger aus Africa eingeführt. In Rio Janeiro war ein Hauptmarkt. Die portugiesischen Besizungen auf der africanischen Küste lieferten allein eine schöne Quantität. Häufig kamen 60—100,000 Neger an, welche dem Kaiser ein schönes Geld eintrugen, denn denen in Angola auf der africanischen Küste wurde schon dort die kaiserliche Krone auf die Brust eingebrannt, und für jeden

mußte ein bedeutender Zoll erlegt werden. Gegen
 zwei Leute, die aus Europa einwanderten, rech-
 nete man immer 100 Neger. Aber Negerclaven
 arbeiten nicht mehr, als sie gerade müssen, und da
 nun der Portugiese selbst lieber bettelt, als arbeitet,
 da die katholische Religion dort bald für diesen,
 bald für jenen Heiligen einen Feiertag zu halten
 gebietet, so that der Herr nichts, und sein Slave,
 der gleich getauft wurde, auch nicht viel. Nur die
 Mestizen und Mulatten zeichneten sich durch größ-
 ern Fleiß aus. Allein ein Haupthinderniß ent-
 sprang aus dem Mangel aller Landstraßen. Kaum
 daß man noch einige Stunden vor Rio Janeiro
 einen Weg für Maulthiere findet. Nur wo Flüsse
 den Verkehr erleichtern, ist an solchen zu denken.
 Undurchbringliche Wälder, in denen man am hel-
 len Tage kaum den Tag sieht und sich mit dem
 Säbel den Weg bahnen muß, decken das Land
 überall, mit Ausnahme der einzelnen Niederlassun-
 gen, um welche man durch Niederbrennen des Hol-
 zes Raum geschafft hat. So sehr sich mit jedem
 Tage die Bequemlichkeiten des Reisenden in Eu-
 ropa mehren, so wenig ist nur eine Spur davon
 in Südamerika zu finden, wenn man z. B.
 die großen Waldungen Brasiliens, am Drinoco,

am Amazonenstrom durchwandern will. Dort ist nirgends ein Pfad zu sehen. Man muß sich erst einen mit dem Waldmesser unter den Riesenbäumen durch das Dickigt bahnen. Bald geht es hohe Berge hinauf, daß selbst die Maulthiere keuchend Halt machen müssen, sich zu erholen, bald versinken sie und ihre Führer tief im Sumpfboden, bald muß man Umwege suchen, weil ungeheure umgestürzte Bäume quer vor dem Reisenden liegen. Wäre nicht das Neue des großen Schauspiels, die üppige Fülle der Natur und ihre Schönheit: jeder würde sogleich umkehren. Aber auf jeden Schritt staunt er über die tausende von prächtigen Blüten zu seinen Füßen oder hoch oben in den Baumwipfeln. Oft aber begegnet er einem Heere von Wespen, deren Stich Menschen und Maulthieren furchtbar ist. Sie bauen ihr Nest an der Unterseite von Baumblättern, wo man sie leicht wider Willen stören und zum Zorne reizen kann. Oft fehlt es auch an Nahrung, denn das Wild ist hier nicht etwa so häufig, und bei dem furchtbaren Dickigt nicht so leicht zu treffen, wie man meinen möchte. Oft ist, in der Regenzeit, der Himmel so mit Wolken bedeckt, daß eine unglaubliche Finsterniß herrscht. Auf den Bäu-

men schreien dann unzählige Frösche statt unserer melodienreichen Nachtigallen. Oft werden hohe Berge durch tiefe Schluchten getrennt, und in schauerlich wilden Thälern ist eine kühle ewige Dämmerung. Die Bäche sind vertrocknet, daß kein Wassertropfen Thiere und Reisende erquicht. Nicht einmal ein Zelt kann man mit sich führen, da es die Masse des Gepäcks zu sehr vermehrt. So ist man also auch den Regengüssen preis gegeben, die dort mit einer Wuth herabstürzen, wovon wir keinen Begriff haben. Ein Affe, auf den Bäumen geschossen, giebt eine köstliche Speise, wenn nicht die menschenähnliche Gestalt, ist er abgezogen, dem Gebildeten ein Grauen einflößt. Kurz, die Beschwerden und Entbehrungen auf einer solchen Reise sind nicht zu beschreiben, und nur wer Muth und gute Laune, große Körperkraft und festen Willen hat, und dem Unangenehmsten eine gute Seite abzugewinnen weiß, kann hier mit Freuden und Ehren ans Ziel gelangen. Viele Noth machen auch die übrigens sehr klugen Maulthiere. Sie jagen mit dem ganzen Gepäck wie unsinnig ins Dickig, wenn sie von Wespen verfolgt werden. Das Gepäck geht da leicht zu Grunde oder die Thiere verletzen sich gefährlich. Andermal

eilen sie wieder zurück, wenn es an Futter fehlt und ihnen auf dem Wege ein guter Weideplatz vorkam, den sie sich nun recht gut merken. Oft muß ihnen der Pfad daher mühsam verlegt und verhauen werden, und doch wissen sie sich einen selbst zu suchen. Vom Pflug und Grabscheit existirt dort kaum die Idee. Hierzu kommt nun noch das drückende Zollsystem, wodurch die Lust zum Erwerbe der ausländischen Fabrikate, mithin aber auch zu Erbauung von inländischen Producten gleich sehr verleitet wurde. Die Preise der erstern sind kaum zu erschwingen. Der Handel wird nämlich dort leicht gemacht; und zwar, wie fast überall, von den Zöllnern, die hier nur noch viel freundlicher, billiger, gerechter und humaner, als an andern Orten sind. Ihr Packhaus ist nämlich, erzählt Bollmer in seinem freimüthigen Natur- und Sittengemälde der Tropenländer 1828, S. 49 und ff., ein elender hölzerner Schuppen. Von hier werden die Ballen in einen Saal gebracht, wo die Zöllner wachen, und der eine Treppe hoch ist. Hier wird nun geöffnet, gemessen, gewogen, geschätzt, registrirt; und ist dieß geschehen, in einer andern Ecke revidirt, controlirt, so wie am Ende bezahlt. Aber nun geht es eine Seitentreppe

Wab und wird da auch noch plombirt; Käse und Handschuh, Strümpfe und Schuhe, Alles wird plombirt. Warum das? Damit ein vierter Zöllner freundlichst noch einmal revidiren und controlliren kann, was die Herren Collegen gemessen, gewogen, geschätzt, registrirt und controllirt haben. Wenn nun auch dieß beendet ist, kommt das Ende des lustigen Trauerspiels, und bunt durch einander fliegt Alles zur Thür und Fenster hinaus auf die Straße, und es wird von den Schwarzen, wie billig, auch für das Hinabwerfen eine Vergütung gefordert. Butter und Atlas, Käse und Spitzen, Delfässer und Kasimir, die Waare von Hans und die Waare von Kunz liegen nun zum Aussuchen für ihre Besitzer bereit, die nach Abzug der Gefälle und des Gestohlenen nur die Hälfte und von dieser Hälfte wieder nur die Hälfte unverdorben zurückbekommen. Darum sind alle europäischen Waaren dort so theuer. Dieß eine Viertel muß alle Spesen des Transports, die Steuern, die Mühe, den nöthigen Gewinn decken!

ONE TITLE ONLY

Title

Boyle

3330

Shelf-mark

8

